

Weltwärts für Völkerverständigung und Klimaschutz

Abschlussbericht Felix [REDACTED] 2011/2012

Meinen Abschlussbericht möchte ich in verschiedene Themenblöcke unterteilen und mich dabei an die Chronologie des Weltwärts- Jahres halten. Daher werde ich mit der Zeit vor der Abreise beginnen, damit verbundenen Erwartungen und Ängsten. Danach werde ich mich mit dem Aufenthalt in Tansania selbst befassen, also der Arbeit, Aspekten des Kulturaustausches und meiner persönlichen Entwicklung. Zu guter Letzt wird dann die Rückkehr und Zeit danach folgen- wie ich meine Heimat empfinde und was ich für die Zukunft plane.

Davor

Meine Erwartungen

Bevor ich das Weltwärts- Jahr in Arusha begann, war ich durch den Sprachkurs und das Seminar in Glücksburg natürlich schon in gewissem Masse vorbereitet worden, und konnte mir ein gewisses Bild über das Bevorstehende machen. Vor allem die Arbeit bei KAKUTE hatte mich lange beschäftigt, denn von vornherein war dieser Aspekt eine wesentliche Motivation für mich, am Weltwärts- Programm der DTP teilzunehmen. Ich hoffte, endlich mal etwas Praktisches machen zu können und echte Erfahrung im Bereich Erneuerbarer Energien zu sammeln, einerseits um mir über meine berufliche Zukunft klarer zu werden, andererseits auch, um die gesellschaftliche Debatte in Deutschland bezüglich Klimaschutz und Energiewende besser beurteilen zu können.

Natürlich war eine ursprüngliche Motivation von mir auch, “die Welt zu verändern”, “der Gesellschaft etwas zurückzugeben” oder vergleichbares. Während des Vorbereitungsseminars war diese jedoch stark relativiert worden, da immer die Aspekte des “als Lernender kommen” und des Kulturaustauschs betont wurden. Daher hoffte ich vielmehr, durch ein tiefes Eintauchen in die Kultur und Gesellschaft des Landes etwas Gutes bewirken zu können und für mich selbst ein befriedigendes und bereicherndes Jahr zu haben.

Meine Ängste

Vor der Abreise nach Tansania sah ich kulturelle Unterschiede sowie Unterschiede bezüglich des Lebensstandards in Tansania und Deutschland sehr locker. Ich denke, dass mich dabei auch mein Auslandsschuljahr in Russland beruhigte, da ich davon ausging, eine ähnliche Erfahrung wie die bevorstehende schon mal gemacht zu haben.

Während das Fundraising zunächst eine große Hürde darstellte, wurde es schnell zu einem echten Erfolgserlebnis und war gleichzeitig ein erster Grund, sich argumentativ mit dem Aufenthalt auseinander zu setzen um Spender werben zu können. Insofern war es eine positive Erfahrung, ich denke aber, dass ein langwieriges oder nicht erfolgreiches Fundraising kurz vor dem Jahr noch unnötigen Druck ausgelöst hätte.

Ein wenig besorgt war ich bezüglich der Arbeit und eigener Projekte, vor allem, da ich abgesehen von kleinen Jobs noch nie richtig gearbeitet hatte. Wie sollte man als junger Ausländer plötzlich Projekte in Tansania selbst organisieren und in einem Unternehmen unterstützend tätig sein, ohne Sprache und Kultur zu kennen? Ich hatte zwar auch vorher schon ehrenamtlich Projekte und Veranstaltungen organisiert, aber nie in dem Maße, dass ich mich dadurch auf Projektarbeit in einem Unternehmen vorbereitet gesehen hätte. Auf dem Vorbereitungsseminar verflüchtigten sich diese Befürchtungen jedoch schnell, denn plötzlich schien die Arbeit nur noch ein kleiner Bestandteil des Jahres zu sein und durch Workshops und Referate wurden wir konkret auf arbeitsrelevante Themen vorbereitet.

Das Jahr

1. Familie

Meine Gastfamilie in Arusha bestand aus häufig wechselnden, teilweise bei uns und Mama Neema, teilweise bei der Gastoma lebenden Mitgliedern, und hatte daher wenig mit meiner Familie in Deutschland gemeinsam. Ein konstantes enges Zusammenleben ergab sich vor allem mit Emmanuel (der Neffe Mama Neemas, im weiteren einfach Ima), Mama Neema und natürlich mit Hergen. Zum erweiterten Umfeld der Gastfamilie gehörte auch unser Chef Mr. Manyanga, weshalb Arbeit und Familienleben von vornherein Überschneidungen aufwiesen.

Die Lebensumstände in der Gastfamilie waren einfach aber nicht schlecht, ich denke, man könnte sie



einer Art tansanischer Mittelschicht anrechnen. Da ich einfaches Leben in der Vorbereitungszeit noch ziemlich romantisierend betrachtet hatte, war es zunächst jedoch ein gewisser Schock, ohne fließendes Wasser zu leben und täglich fast eine Stunde zur Arbeit fahren zu müssen, woran ich mich mit der Zeit jedoch gewöhnen konnte.

Leben mit der Gastfamilie – Erfolge und Erfahrungen

Den Aufenthalt in der Gastfamilie schätze ich inzwischen sehr, obwohl es natürlich Momente gab, zu denen ich lieber in einer Wohnung in der Innenstadt Arushas gelebt hätte.

Insgesamt war das Verhältnis zur Gastfamilie von Konflikten zu Beginn geprägt, gegen Ende wurde es jedoch immer besser und vor allem bei unserer Abschlussfeier war das Engagement Mama Neemas und der anderen Familienmitglieder toll.

Mit Gastbruder Ima

Aus der gesamten Gastfamilie war der kleine Gastbruder Ima sicherlich die Person, zu der ich die beste Beziehung hatte. Da er nicht das Kind von Mama Neema ist, merkt man häufig, dass er nicht so wie die anderen Kinder akzeptiert wird. Daher sahen Hergen und ich uns auch häufig gewissermaßen in Verantwortung, uns um ihn zu kümmern, aber auch für mich persönlich war es sehr bereichernd viel mit ihm zu machen und ich mochte ihn einfach gerne. Ima war für mich tatsächlich wie ein kleiner Bruder, und das Verhältnis war vermutlich sogar enger, als es in Deutschland der Fall gewesen wäre, da auch Hergen und ich zu Beginn gewissermaßen Außenseiter waren und Ima ein toller Anschlusspunkt war.

Da Mama Neema nicht genug Geld hat um auch Ima auf eine private Schule zu schicken, haben wir uns gegen Ende des Jahres überlegt, Sponsoren für das Schulgeld Imas zu suchen. Ich glaube, dass dies, abgesehen vom privaten Aspekt der Förderung, eine sinnvolle Form der Entwicklungszusammenarbeit darstellt, da Geld über Freiwillige direkt in die Ausbildung von Tansaniern im eigenen Land fließen kann.

Was die anderen Familienmitglieder angeht, verstand ich mich vor allem mit verschiedenen anderen Jugendlichen gut, die während des Jahres immer mal für längere Zeit bei uns wohnten. Teilweise ähnelte das Leben daher ein bisschen einer WG, da Mama Neema selten zu Hause war und ich viel mit den anderen Bewohnern zusammen saß, redete und wir uns gut verstanden.

Die Beziehung zu Mama Neema gestaltete sich schwieriger, da wir häufig keine gemeinsamen Gesprächsthemen hatten und ich sie weniger häufig als die anderen Familienmitglieder sah. In den letzten Wochen verstand ich mich jedoch gut mit ihr, und vor allem für unsere Abschiedsfeier zu Hause bin ich ihr sehr dankbar, da Mama Neema in vielerlei Hinsicht für ihren Erfolg verantwortlich war. Sie plante mit uns zusammen und kümmerte sich im Grunde um alles. Außerdem legte sie im Gegensatz zu meiner Geburtstagsfeier sehr viel Wert darauf, dass nur eingeladene Gäste ins Haus durften, was ich als sehr aufmerksam uns gegenüber empfand. Während dieser Feier merkte ich, dass ich Mama Neema wegen Problemen und Bitten in jedem Fall ansprechen konnte und im Grunde war dies auch das gesamte Jahr über so, wofür ich ihr sehr dankbar bin.

Im Großen und Ganzen denke ich, dass die Gastfamilie ein guter Ort war, um in die Kultur Tansanias einzudringen. Obwohl ich sie lange nicht als Modellgastfamilie empfand, denke ich mittlerweile, dass wir doch in einer für Tansania sehr typischen Familie lebten. Es ist kein Einzelfall, dass der Gastvater und die Gastgeschwister nicht zu Hause leben, aber dafür viele andere Menschen kommen und gehen. Und auch der enge Familienzusammenhalt über die aus Eltern und Kindern bestehende Familie hinaus wurde deutlich, da wir viele Verwandte immer wieder sahen und auch Oma und Onkel (Mr. Manyanga) im Grunde genauso eng zur Gastfamilie gehörten, wie die bei uns im Haus lebenden Menschen.

2. Freunde

Das Thema Freunde war für mich in Tansania lange Zeit eines, das mich sehr beschäftigte. In Deutschland war es für mich normal, mich häufig mit Freunden zu treffen, Dinge zu unternehmen und obwohl ich schon häufig gehört hatte, dass dies in Tansania schwieriger sei, hatte ich doch damit gerechnet, dass es nicht zu schwer werden würde, Freunde zu finden.

In der Anfangsphase sah es auch tatsächlich danach aus, denn ich lernte viele neue Leute kennen, die auch häufig sehr nett waren, wie es in Tansania nun mal so ist. Sehr schnell kamen jedoch

verschiedene Dinge zum Vorschein, die Freundschaften, wie ich sie aus Deutschland gewohnt war, stark erschwerten:

Zum einen merkte ich immer wieder den unterschiedlichen kulturellen Hintergrund, sowie den unterschiedlichen Bildungsgrad. Über die Begrüßungszeremonie und ein paar Witzen hinaus war es oft schwierig, Gespräche zu beginnen, da ich häufig das Gefühl hatte, mich überhaupt nicht auf einer Wellenlänge mit dem Gesprächspartner unterhalten zu können. Mit der Zeit fand ich jedoch immer häufiger auch Themen, die man mit den meisten Menschen besprechen kann, wie zum Beispiel Unterschiede zwischen Deutschland und Tansania, Zukunftsplänen und weiterem, auch wenn dies andere Themen als die aus Deutschland gewohnten waren.

Hinzu kam das Gefühl, häufig nur ausgenutzt zu werden, wie es wahrscheinlich allen Freiwilligen begegnet. Oft und vor allem am Anfang dachte ich häufig, „OK, vielleicht könnte ich mich tatsächlich ziemlich gut mit dieser Person verstehen“. Irgendwann kam jedoch fast immer die Frage nach Geld, Unterstützung bei Auslandsstudien, gemeinsamem Business oder vergleichbarem. Auch bei den Menschen, die eine vergleichsweise gute Bildung genossen hatten, erlebte ich das häufig. Insgesamt führte das zu einem grundsätzlichen Misstrauen gegenüber sehr offenen und netten Leuten, da ich immer die Gefahr der Ausnutzung im Hinterkopf hatte. Dadurch schloss ich aber natürlich auch Menschen aus, die mich möglicherweise auch ohne mein Geld und meine Kontakte gemocht hätten und die mich vielleicht tatsächlich als einen Freund sahen und selbstverständlich Hilfe erwarteten (wie es in Deutschland unter Freunden auch der Fall wäre). Ich glaube, dass ich erst gegen Ende des Jahres wieder offener gegenüber Menschen wurde, die mich um etwas baten und nicht jeden, der eine Bitte hatte, von vornherein als Schnorrer sah, wie es zwischenzeitlich der Fall war.

Eine weitere Schwierigkeit war die des unterschiedlichen Einkommens und unterschiedlicher Interessen. Wenn ich in Deutschland mit Freunden oft unterwegs war, mich zu Hause mit ihnen traf, ins Schwimmbad ging oder andere gemeinsame Interessen verfolgte, so war das in Tansania deutlich schwerer. Lange Zeit traf ich Leute auf der Straße, zu Hause oder beim Frisbee spielen, unterhielt mich mit ihnen und fand sie nett, aber außerhalb dieser gewöhnlichen Treffen war es tatsächlich schwer, etwas zusammen zu unternehmen. Aus der oben angesprochenen Angst des ausgenutzt Werdens wollte ich lange Zeit auch niemanden einladen um zum Beispiel etwas trinken zu gehen. In den ersten acht Monaten des Jahres kam es daher tatsächlich sehr selten dazu, dass ich mit tansanischen Jugendlichen etwas unternahm, was sich nicht auf spazieren oder sitzen und sich unterhalten beschränkte. Ausnahmen waren dabei zwei Ausflüge nach Moshi zusammen mit tansanischen Kumpels.

Insgesamt gestaltete sich die Situation also um einiges schwieriger als gedacht, was mir vor allem von Januar bis April auch zu schaffen machte. Zwar hatte ich zu diesem Zeitpunkt schon einige nette Leute kennen gelernt, und mit einigen Nachbarn war ich auch befreundet. In Bezug auf andere Jugendliche machten mir die eben angesprochenen Schwierigkeiten jedoch genau in dieser Zeit zu schaffen und ich vermisste das Leben mit Freunden wie ich es aus Deutschland gewohnt war.

Erst gegen Ende traf ich mich oft mit einigen Kumpels vom Frisbee, obwohl ich noch nicht genau sagen kann, warum erst so spät. Vielleicht lag es daran, dass es einfach Zeit brauchte sich kennen zu lernen, da sie nicht die Typen waren, die sofort auf einen zu gehen um an Weiße heran zu kommen. Vielleicht auch daran, dass ich erst zu diesem Zeitpunkt etwas bereiter war, auch mal jemanden einzuladen und etwas mehr Vertrauen hatte. Möglicherweise auch einfach als Teil der Integration; zumindest denke ich, dass es schöne letzte Monate waren und ich auch weiterhin Kontakt mit ihnen haben werde.



Beim Frisbeespielen in Arusha

3. Arbeit

KAKUTE – meine Erfahrung

Meine Einsatzstelle KAKUTE war mir zu Beginn des Freiwilligendienstes trotz Vorbereitungsseminar und Recherchen im Internet immer noch ein Rätsel. Auch jetzt noch würde es mir schwer fallen, jemandem die Aufgaben des Unternehmens kurz und prägnant darzulegen, sie sind vielseitig und können je nach Marktsituation stark variieren.

Mr. Manyanga und Lucy waren unsere direkten Ansprechpartner und „Vorgesetzten“. Mr. Manyanga arbeitet viel und ist viel unterwegs, trotzdem war er immer ansprechbar und unterstützte uns, wann immer es ging, obwohl er uns grundsätzliche Freiheit in unserer Arbeit ließ. Die Arbeitnehmer-Arbeitgeber Beziehung wurde dadurch entspannt, dass er Familienmitglied war und uns als seine Kinder sah, wie er häufig sagte. Immer wieder zeigte er uns Anerkennung und bat uns um unsere Meinung den Betrieb im Allgemeinen oder konkrete Fragestellungen betreffend. Zugleich sagte er auch seine Meinung falls er unsere Ideen für schlecht hielt und leitete uns mit seiner Erfahrung an. Ich denke, dass die gute Beziehung zu Mr. Manyanga und dessen wohlwollende Haltung uns gegenüber ausschlaggebende Faktoren für die meiner Meinung nach erfolgreiche Arbeit bei KAKUTE waren.

Die Arbeitsweise der Mitarbeiter variierte sehr stark, mit den Extremen Mr. Manyanga und Erca, der Sekretärin. Während KAKUTE für Mr. Manyanga den klaren Lebensmittelpunkt darstellte, war es für Mitarbeiter wie Erca ein reines Verdienstgeschäft. Generell fiel es mir stark auf, wie gering die Identifikation mit dem Unternehmen unter den Mitarbeitern war; für die meisten schien es sich um klassische Brotarbeit zu handeln. Mr. Manyanga versuchte dem mit verschiedenen Management-

Taktiken entgegen zu wirken, führte immer wieder Workshops durch, aber letztendlich kam bei den meisten wenig an, vermutlich aus mangelndem Verständnis und Interesse an der Ideologie hinter KAKUTE. Zusammen mit Lucy waren Hergen und ich somit häufig die einzigen, die Mr. Manyangas teilweise wütenden Argumentationen gegenüber den anderen Mitarbeitern im Grunde vertraten; trotzdem war es manchmal schwer für mich, mich offen auf seine Seite zu stellen, da ich vielen der anderen Mitarbeiter nicht böse sein kann, wenn das Unternehmen KAKUTE für sie hinter dem eigenen Gehalt steht. Ich denke, dass es ein sehr weiter Weg ist, Mitarbeiter von der Wichtigkeit der Sache und dem Unternehmen an sich zu überzeugen, bei dem wir als Freiwillige als praktisch entgeltlos arbeitende jedoch eine Art Vorbildrolle einnehmen, was möglicherweise einen wichtigen Teil unserer Anwesenheit bei KAKUTE ausmachte.

Was die entspannte Arbeitsweise vieler Angestellten angeht, hatte das aus Sicht meines Aufenthalts aber nicht nur Nachteile. Obwohl man nicht immer Zeit zum Plaudern hatte, kam es so zu vielen schönen Gesprächen und Freundschaften, die vielleicht wichtiger als „Ergebnisse“ sind.

Meine Aufgaben

Den größten Teil meiner Arbeit bei KAKUTE machten die Kleinprojekte aus, welche Hergen und ich zusammen durchführten. Dazu kamen kleinere Sachen KAKUTE oder mobisol betreffend, die Instandhaltung bzw. Erneuerung der Website und die Unterstützung der Mitarbeiter am Computer oder in anderen Dingen.

Zu Beginn des Jahres verbrachte ich auch einen Teil meiner Arbeitszeit mit Kiswahili lernen, vor allem schrieben wir in den ersten beiden Monaten auf Wunsch Mr. Manyangas aber einen Project Proposal für SIDO zur Verbreitung von Erneuerbaren Energien in mehreren Stadtteilen, den Mr. Manyanga dann auch tatsächlich abschickte, leider jedoch nie eine Antwort erhielt. Erst im November fingen wir mit der Planung und Durchführung der Projekte an, die wir letztendlich auch durchführten.

Ich glaube, dass wir schon früher mit der Durchführung und Wiederaufnahme von Projekten hätten Beginnen können und so die ersten Monate etwas sinnvoller hätten nutzen können. Obwohl uns das Schreiben des Project Proposals mit NGO-typischer Sprache und den wichtigsten Bestandteilen eines Proposals vertraut machte, sehe ich es mittlerweile nur als Übungsaufgabe für uns an. Wir haben unseren Nachfolgern vorgeschlagen, schon früh an der englischsprachigen Schule Highridge mit dem Unterricht zu beginnen oder sich am Anfang intensiv mit der Website zu befassen, da hierzu möglicherweise später nicht mehr so viel Zeit ist. Trotzdem denke ich, dass es gut war, sich mit der Planung neuer Projekte Zeit zu nehmen, da wir die Projekte so nachhaltiger gestalten und besser strukturieren konnten.

Die drei von uns durchgeführten Kleinprojekte ließen sich teilweise auf die Arbeit unserer Vorgänger, teilweise auf Mr. Manyangas' Vorschlag zurückführen. Während wir schon auf dem Vorbereitungsseminar mit der Idee konfrontiert wurden, eine weitere Research durchzuführen und das Schulprogramm auszubauen, kam die Idee, eine Research für TAREA zu machen von Mr. Manyanga bzw. Matimbwi. Im Folgenden möchte ich kurz die einzelnen Projekte zusammenfassen und rückblickend beurteilen.

Im Rahmen des Schulprogramms unterrichteten wir an zwei Schulen Grundschüler über Erneuerbare Energien, wobei auch praktische Unterrichtseinheiten und Besuche bei KAKUTE zum Programm gehörten. Ein weiterer Bestandteil war die Produktion von Postern zusammen mit TAWIRI (Tanzania Wildlife Research Institution).



Mit Schülern beim Ausflug zu KAKUTE

Obwohl wir möglicherweise mehr Schüler hätten unterrichten können, glaube ich, dass das Schulprogramm das nachhaltigste unserer Projekte war. Allein dadurch, dass wir mit Hilfe neuer Methoden ein unbekanntes Thema unterrichteten und somit Wissen und zugleich eine neue Art des Unterrichtens vermittelten, denke ich, dass das Projekt positiven Einfluss hatte. Trotzdem ist das Projekt nicht in dem Sinne nachhaltig, dass es von selbst weiterlaufen wird. An einer der beiden Schulen wurde zwar eine AG für erneuerbare Energien und Umweltschutz gegründet, ohne Freiwillige wird diese jedoch zunächst nicht funktionieren.



Während der Umfrage in Themi

Unser zweites Projekt war die Themi-Research, welche wir auf Mr. Manyangas Wunsch hin früh zu planen begannen, und dann tatsächlich erst im März durchführten. Schon aus der Planungshase der Research konnte ich viel mitnehmen, da ich mich sehr darauf konzentrierte, die Fragen nach den Interessen von KAKUTE und Partnern zu gestalten und auch den Auswertungsprozess darauf abzustimmen. Diese Phase zeigte mir gewissermaßen, wie man ein Projekt, das man von seinem Chef bekommt und nicht vollständig unterstützt, hinbiegen kann. Auch die Befragung selbst war ein gutes Erlebnis, da wir mit vielen verschiedenen Menschen in Kontakt kamen, auch wenn es teilweise etwas anstrengend wurde. Die Auswertung nahm dann unerwartet viel Zeit in Anspruch, war jedoch ein weiterer spannender Aspekt.

Auch wenn man die Nachhaltigkeit dieses Projekts in Frage stellen kann, ist es doch eines, auf das ich stolz bin, da wir die gesamte Research selbst planten, durchführten und auf meiner Meinung nach relativ hohem Niveau auswerteten. Da auch die Research unserer Vorgänger meines Erachtens wenig beachtet blieb, habe ich jedoch die Befürchtung, dass es mit der Themi Research ähnlich sein wird..

Das letzte unserer Projekte, die TAREA- Research, war das im Rückblick enttäuschendste. Von vornherein war es mir etwas suspekt, da das Projekt irgendwo zwischen Research und Mitgliederwerbung für TAREA angelegt war, wir aber lange keine klaren Vorgaben hierzu bekamen. Auf Grundlage vieler Daten stellten wir Listen potenzieller Mitglieder zusammen und befragten etwa 60 Leute und Organisationen, wobei wir natürlich hofften, auch Mitglieder werben zu können. Leider machten wir die Erfahrung, dass sehr viele der Befragten TAREA beitreten wollten, aber fast keiner dies letztendlich auch tat. Ob das daran lag, dass die wenigsten uns sagen wollten, dass sie keine Vorteile in TAREA sehen, dass sie doch nicht genügend Geld hatten oder nicht organisiert genug waren um sich tatsächlich anzumelden kann ich nicht sagen, jedoch war es ein gewisser Rückschlag. Auch die ermittelten Daten verschwanden vermutlich in Schubladen, da wir nie eine Antwort auf die Dokumente erhielten und nicht mal wissen, ob sie gelesen wurden... Und unser persönliches Ziel, am Ende die Gründung einer TAREA Zweigstelle in Arusha zu sehen, wurde leider nicht erreicht.

Obwohl nicht nachhaltig und etwas enttäuschend, war die Research eine interessante Möglichkeit, sich näher mit TAREA zu befassen und die Organisation kennen zu lernen.

Insgesamt ist die Bilanz über unsere Projekte also gemischt. Wenn ich rückblickend auf die Arbeit schaue, wirkt es, als habe ich mich die ganze Zeit über in einer Art Planspiel bewegt und verschiedene Dinge ausprobiert und gelernt. Denn die Projekte scheinen größtenteils für mich bereichernd gewesen zu sein; ich hatte Geld, Unterstützung und ein großes Feld der Möglichkeiten, an denen ich mich ausprobieren konnte, doch der Profit von Tansaniern, also die Nachhaltigkeit, fällt negativer aus. Ich glaube, dass das durchaus auch mit der Einsatzstelle KAKUTE zusammen hängt, die ein Unternehmen mit NGO-artigen Zügen ist. Da keines unserer Projekte direkte ökonomische Anreize für KAKUTE besaß, war es verständlich, dass Mr. Manyanga die Mitarbeiter nur für geringe Zeit für die damit verbundene Arbeit abstellen wollte und wir die Projekte fast allein durchführten, was wenig nachhaltig ist. Und gleichzeitig waren die Projekte keine, die ohne Freiwillige weiterlaufen können, da sie entweder zeitlich begrenzt waren, wie die beiden Researches, oder aber keinen ökonomischen Anreiz bieten, wie im Falle des Schulprojekts. Ich glaube, dass Projekte in einer reinen NGO dadurch nachhaltiger sein könnten, dass sie in stärkerer Zusammenarbeit mit Tansaniern durchgeführt werden und somit dem „Capacity Building“ dienen, während in einem Unternehmen stärker auf die Wirtschaftlichkeit der Projekte Wert gelegt wird. Aus ökonomischem Denken heraus würde dann eine gewisse Nachhaltigkeit der Projekte folgen, da nur wirtschaftlich sinnvolle Projekte weiterhin unterstützt werden würden (dabei sollte natürlich auf eine ökosoziale Agenda geachtet werden).

KAKUTE als sozial orientiertes Unternehmen setzte uns Freiwillige jedoch wie eine NGO im Unternehmen ein, was die oben beschriebenen Probleme mit sich brachte.

Damit will ich noch lange nicht sagen, dass ich KAKUTE als Einsatzstelle ablehne. Aber ich glaube, dass wir, KAKUTE und TAREA sowie die DTP als Geldgeber stärker auf diese Situation Acht geben müssen um in Zukunft das Spannungsfeld zwischen freiwilliger bzw. durch Spenden getragener Arbeit und Wirtschaftlichkeit bei KAKUTE zu überwinden.

TAREA und die DTP

Über die Betreuung bei KAKUTE habe ich schon ein bisschen geschrieben, aber ähnliche Rollen hatten auch TAREA und die DTP. Monatsberichte, Kontakt per Mail, das Zwischenseminar und ein Besuch von Olivia gehörten dazu.

Was die Betreuung von Seiten der DTP angeht, muss ich vor allem das Zwischenseminar ein weiteres Mal loben, da ich mich nur positiv an die elanvolle, produktive und reflektierte Stimmung dieser Woche zurückerinnere. Was die Sammlung von Ideen und Träumen über die Arbeit von uns Freiwilligen angeht war es ein Höhepunkt des Jahres, auch wenn leider ein Teil davon auf der Strecke blieb.

Die Monatsberichte stellten zwar vor allem wenn ich viel zu tun hatte manchmal eine Last im Arbeitsalltag dar, trotzdem waren sie insgesamt eine gute Möglichkeit zum reflektieren und über Probleme und Eindrücke schreiben, die meiner Meinung nach sehr wichtig war. Auch viele der Antworten von Tanja bzw. Jonas waren tatsächlich sehr hilfreich.

Die Betreuung von TAREA war schon früh von der Abwesenheit Olivias' überschattet. Dadurch war Mr. Matimbwi, der sowieso schon nicht wenig zu tun hat, anfangs auch noch für unsere Betreuung verantwortlich, was er meiner Meinung nach jedoch gut machte. Auch von ihm erhielt ich immer wieder Antwort auf Berichte oder Fragen, wenn auch um einiges knapper als von der DTP. Den Wiedereinstieg von Olivia empfand ich dagegen als ein wenig schwierig und verwirrend. Plötzlich gab es noch eine zweite Person, die sich hauptsächlich um uns kümmern sollte. Bevor Olivia uns besuchen kam, hatten wir uns meiner Erinnerung nach auch noch nie gesehen, weshalb ich mir nicht sicher war, inwiefern sie über unsere Situation informiert war und mir der Besuch etwas komisch vorkam. Im Endeffekt verlief es jedoch gut und ich glaube, dass Olivia durch ihre Erfahrung bei TAREA unsere Situation gut kannte, auch wenn wir vorher vielleicht keinen Kontakt hatten.

Die Berichte an TAREA waren meist überwiegend auf die Arbeit bezogen und wenig persönlich, vermutlich, da ich Matthew und Olivia viel mehr als Chef und nicht Betreuer sah, als Jonas und Tanja. Daher war er meist eine Zusammenfassung dessen, was ich im Monat gemacht hatte, was ich im Gegensatz zum deutschen Bericht als etwas stumpf empfand. Nichtsdestotrotz denke ich, dass der Bericht einerseits wichtig war, um TAREA und auch Manyanga zu zeigen, dass man etwas tut, und auch um gegebenenfalls die tansanische Sichtweise auf Problemsituationen oder Fragen zu bekommen.

Insgesamt empfand ich die Betreuungsstrukturen als sehr gut organisiert, auch wenn ich denke, dass mir die Betreuung der DTP und von KAKUTE um einiges mehr geholfen hat, als die von TAREA.

4. Persönliche Entwicklung

Ich denke, dass das Leben in Tansania mit seinen Unterschieden in Kultur und Lebensverhältnissen, mich und meine Denkweisen ein ganzes Stück weit verändert hat.

Vor allem über die unterschiedlichen Lebensverhältnisse hatte ich mir im Vorfeld wenig Gedanken gemacht und erst als ich ankam, wurde mir Bewusst, wie unterschiedlich sie doch sind. Ohne fließendes Wasser, zuverlässigen Strom, einen Kühlschrank voller Lebensmittel und komfortablen Nahverkehr zu leben, ist erst mal ein Novum. Während des Jahres habe ich vieles davon vermisst und mir die deutschen Lebensverhältnisse oft noch schöner ausgemalt, als sie es tatsächlich sind, wie es vermutlich viele Freiwillige tun. Doch auch seit meiner Rückkehr weiß ich vieles mehr zu schätzen als vor einem Jahr noch, vor allem den funktionierenden, Rückhalt gebenden Staat. Wenn Menschen sich über die Lebensverhältnisse hier beschweren kann ich oft nur lächeln, auch wenn es natürlich auch hier Dinge zu verbessern gibt.

Auch in Bezug auf Ökologie und Komfort bin ich meiner Meinung nach weniger anspruchsvoll geworden. Ich bin froh, trinkbares Leitungswasser zu haben und würde nicht auf die Idee verfallen, nur ökologisch unsinniges Flaschenwasser zu trinken, wie ich es vor dem Aufenthalt in Tansania noch getan hatte. Ich achte stärker auf Stromverbrauch, was ich vorher wenig getan hatte, da Strom einfach aus der Steckdose kam und ein paar Glühbirnen oder ein Fernseher auf Stand-by ja eigentlich keinen Unterschied machen können. Wenn man sich aber vorstellt, dass nur eine unserer veralteten Glühbirnen schon ein kleines Solarsystem auslasten würde (AC und DC mal außer Acht gelassen), geht man auch lieber mal ein paar Schritte um das Licht in einem anderen Stockwerk auszumachen. Insgesamt würde ich also sagen, dass die unterschiedlichen Lebensverhältnisse zu einem größeren Bewusstsein und größerer Dankbarkeit für vieles, was wir in Deutschland haben, geführt hat.

Gleichzeitig bin ich jedoch auch gesellschaftskritischer geworden, da mir aufgefallen ist, wie wenig von dem, was viele Menschen hier besitzen, tatsächlich gebraucht wird. Große Häuser mit doppelt so vielen Zimmern wie Bewohnern, mehrere Autos, Computer, Unterhaltungsmedien und weiteres. Insgesamt scheint es um den Besitz an sich zu gehen, nicht um die Nützlichkeit der Dinge. Während ich in Tansania lernen musste, meine Schuhe, Kleidung, iPod und weiteres regelmäßig zu verleihen oder wie selbstverständlich weggenommen zu bekommen, wird hier wenig geteilt oder der Öffentlichkeit freigegeben, da jeder am liebsten selbst der Besitzer von etwas schönem oder wertvollen ist. Natürlich ist dieser Trend auch in Tansania zu beobachten und eng mit Kapitalismus und Wachstumsgesellschaft verbunden, aber trotzdem sehe ich es nach einem Jahr unter einfacheren Bedingungen im Tansania als sinnvoller an, wenig zu besitzen und viel mit anderen zu teilen bzw. von anderen zu nehmen. Ob ich dies auch in der Realität umsetzen kann, wird sich zeigen, es ist aber schwierig, da ich gleichzeitig aus genau dieser Gesellschaft stamme und mein Denken durch sie geprägt ist.

Während des Jahres musste ich auch zwei beunruhigende Aspekte an meiner persönlichen Entwicklung feststellen. Zum einen kam ich immer wieder in Versuchung, rassistisches Denken an mich heranzulassen und Verhaltensweisen zu generalisieren. Ich habe immer wieder gemerkt, dass ich Tansanier bzw. sogar Schwarze in bestimmter Weise stereotypisch betrachte, zum Beispiel dahingehend, dass sie keine Geschäfte machen oder sparen können, was für mich negative Eigenschaften sind. Tatsächlich finde ich nicht immer auf den ersten Blick Gegenbeispiele und wenn, dann oft in so geringer Anzahl, dass man sie fast als Ausnahmen abstempeln kann. Und vor allem in unreflektierten Momenten dachte ich immer wieder in Stereotypen, was mir erst im Nachhinein häufig leid tat. Ich hatte das Thema schon in einem Monatsbericht an Tanja einmal angesprochen, die mir

einige Tipps gab und schrieb, dass es vielen Residents und Entwicklungshelfern so gehe. Dies half mir ein wenig, mich wenigstens nicht mehr schlecht zu fühlen und ich glaube, dass es gegen Ende des Jahres wieder besser wurde. Dies lag vermutlich auch daran, dass ich erst zu dieser Zeit tansanische Freunde fand und es mir insgesamt sehr gut ging, was wenige Gründe für rassistisch geprägte Schuldzuweisungen oder ähnliches offen ließ.

Danach

Zurückkehren

Nach einem Jahr Tansania war die Rückkehr doch erst mal wieder ein kleiner Schock. Plötzlich wieder in einer wie ausgestorben wirkenden Kleinstadt zu leben, in der so „normalen“ Welt, die ich seit meiner Kindheit kannte, die mir aber trotzdem wieder ein bisschen fremd war. Der erste auffällige Unterschied waren die leeren Straßen; obwohl es genügend davon gibt, schienen die Menschen alle verschwunden, vielleicht auf der Arbeit oder zu Hause. Das Leben spielt sich nicht auf der Straße ab, wahrscheinlich ein Zeichen davon, dass jeder irgendwas zu tun hat, von Wohlstand aber auch von größerem Individualismus. Man trifft sich nicht so auf der Straße wie in Tansania, es gibt keine kleinen „biashara“ welcher Art auch immer und die meisten Menschen sitzen am Computer oder mit Freunden zu Hause.

Auch das Fehlen einer langen Begrüßungszeremonie war erst mal komisch, ein kleines „Hallo“ reicht meistens schon und man kann weiter gehen, ohne sich schlecht zu fühlen oder gar wegen fehlenden Respekts angesprochen zu werden. In den ersten Tagen, wusste ich häufig gar nicht, was ich sagen sollte, denn „wie geht es zu Hause“ oder ähnliches kommt komisch.

Seit ich wieder zu Hause bin, sagt mir mein Bruder häufig, ich sei so langsam geworden (obwohl ich schon vorher nicht der pünktlichste oder hektischste war). Ob das tatsächlich stimmt kann ich noch nicht ganz beurteilen, aber es kann durchaus sein, dass ich mich ein wenig an das Tempo in Tansania gewöhnt habe. Vielleicht kann man es auch „entspannter“ nennen, zumindest merke ich schon jetzt, dass in Deutschland irgendwie alles schneller gehen muss als in Tansania.

Den richtigen Kulturschock habe ich aber noch nicht erlebt, auf die meisten Dinge war ich ein bisschen vorbereitet, vermutlich dadurch, dass ich in der elften Klasse schon einmal aus dem Ausland zurück gekehrt war. Da ich aber auch in Tansania erst nach etwa 5 Monaten eine Art Kulturschock erlebte, kann es aber durchaus sein, dass es auch hier noch mal so sein wird.

Vielleicht war es auch eine Hilfe, dass meine Familie und ein guter Freund mich während des Jahres in Tansania besuchen kamen und ich mich so auch mit ihnen über das Thema unterhalten kann. Insgesamt empfinde ich das Interesse an meinem Aufenthalt als groß, viele Leute aus meinem Umfeld interessierten sich für eine Bildershow, die ich gleich nach der Rückkehr vorbereitet hatte und ich glaube, dass ich das Bild von „Afrika“ bei einigen Menschen schon ein wenig beeinflussen konnte.

Pläne für die Zukunft

Ab Oktober dieses Jahres werde ich beginnen, in Köln Jura zu studieren. Diese Entscheidung habe ich während des Jahres in Tansania getroffen, obwohl ich keinen genauen Auslöser nennen kann. Obwohl ich die Arbeit bei KAKUTE und das Programm an sich die ganze Zeit interessant fand, denke ich, dass ein Studium in Richtung Erneuerbare Energien oder Entwicklungszusammenarbeit nichts für mich wäre. Und ich hoffe, vielleicht irgendwann wieder nach Tansania gehen zu können - was das Thema Recht angeht, gibt es auch dort noch viel zu tun.

Ich habe in jedem Fall vor, mich weiter für die DTP zu engagieren, da ich denke, dass es sich um eine Organisation handelt, bei der die Nachhaltigkeit der Projekte in jedem Fall im Vordergrund steht. Die Arbeit in der FUGE stelle ich mir sehr interessant vor, und ich denke, dass es wie auch in dem Weltwärts- Jahr viele spannende Diskussionen und tolle Ideen geben wird.

Obwohl ich Weltwärts nach wie vor für ein Programm mit viel Potenzial und die DTP für eine tolle Entsendeorganisation halte, glaube ich, dass vieles daran verbessert werden kann. Ein Punkt, den ich schon früh als wichtig empfand und auch weiterhin befürworte ist das Reverse-Programm, da Jugendliche aus Entwicklungsländern genauso die Möglichkeit haben sollten, nach Deutschland zu kommen, wie umgekehrt. Erst so ließe sich Weltwärts meiner Meinung nach gut rechtfertigen und ich hoffe, dass ich mich mit der DTP dafür einsetzen kann, dass auch dieses Gegenstück zu Weltwärts ins Leben gerufen wird.

Insgesamt denke ich, dass freiwilliges Engagement bei der DTP viele Chancen birgt, kreativ zu werden, Tansania nicht ganz zu verlassen und das Weltwärts-Jahr ein bisschen andauern zu lassen. Deshalb sehe ich den Weltwärts-Aufenthalt in Tansania zwar als für mich beendet an, an dem Programm werde ich jedoch gewissermaßen weiter teilnehmen.